

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-01331-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Sie möchten regelmäßig über Neuerscheinungen und Veranstaltungen von Andreas Winkelmann informiert werden? Dann besuchen Sie die Website www.andreaswinkelmann.com oder folgen dem Autor auf www.facebook.com/andreas.winkelmann.schriftsteller oder www.instagram.com/winkelmann.andreas.autor.

Andreas Winkelmann

Ihr werdet sie nicht finden

Thriller

Rowohlt Taschenbuch Verlag

1. Auflage Originalausgabe Veröffentlicht im Rowohlt
Taschenbuch Verlag, Kirchenallee 19, 20099 Hamburg, Juli
2025 Copyright © 2025 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Redaktion Christin Ullmann Die Nutzung unserer Werke
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG
behalten wir uns explizit vor. Covergestaltung zero-
media.net, München Coverabbildung Magdalena Russocka/
Trevillion Images Satz Kepler Std bei Dörlemann Satz,
Lemförde Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-499-01331-7

Ich lebe in der Dunkelheit. Nicht freiwillig, sondern notgedrungen. Ich verzichte auf Licht, auf Freude, auf Glück. Alles ist finster und bedrückend, die Schatten lang und tief, und sie führen ein Eigenleben.

Noch ist es nicht so weit, dass ich die Dunkelheit liebe, aber ich fühle, irgendwann wird es so kommen, denn Menschen lieben ihre Gewohnheiten, nicht ahnend, dass sie dem Leben seinen Wert nehmen. Jeden Tag breitet sich die Dunkelheit ein wenig mehr in mir aus, wie Krebs, der seine Metastasen auf die Reise schickt, den Körper zu erobern. Irgendwann werde ich vollkommen darin verschwinden, und dann werde ich unsichtbar sein für die anderen Menschen. Das macht mir Angst, und in meinen finstersten Nächten durchlebe ich deswegen unerträgliche Albträume. Vielleicht sind es aber auch keine Träume, sondern die Realität. Ich weiß es nicht. Ich denke, ich verliere die Fähigkeit, zwischen Träumen und Realität zu unterscheiden.

So wie jetzt gerade.

Hier im Wald, geschützt vor dem Licht des Mondes, ist es dunkel. Aber nicht dunkel genug, um die Schatten zu vertreiben. Sie sind überall, sie bewegen sich, und ich fürchte, sie haben Augen. Aber egal, was sie auch sehen, sie werden mich nicht verraten. Längst gehöre ich zu ihnen.

Die Person, der ich durch den Wald folge, bemerkt mich nicht.

Ich könnte mich an sie heranschleichen, und wenn das Unheil dann über sie hereinbricht, käme es vollkommen überraschend.

Ich sehe sie tot vor mir liegen. Übel zugerichtet. Das ist es, was ich Tag um Tag sehe, und ich bekomme diese Bilder einfach nicht aus meinem Kopf. Ich weiß, es wird passieren, ich kann nichts dagegen tun, dennoch muss ich es versuchen, muss dagegen ankämpfen.

Die Person tut mir leid. Glaube ich. Ich habe bei anderen Menschen das beobachtet, was sie Mitleid nennen. Diese traurige Zugewandtheit, untermalt von egoistischer Freude darüber, nicht selbst bemitleidet werden zu müssen. Mitleid erscheint mir heuchlerisch, unehrlich, eigennützig. Das ist nicht unbedingt schlecht. Eigennutz ist Selbstschutz.

Diese Art von Schutz brauche ich mehr als alle anderen Menschen.

Ich darf nichts an mich heranlassen, vor allem nicht die Bilder, die ich heute Nacht sehen werde.

Tot.

Übel zugerichtet.

Der Blick gebrochen.

Getötet von einem Unsichtbaren.

Kapitel 1

1.

Vor sieben Jahren

8 Verzweifelte Rufe hallten durch die Sommernacht. Von dem Lärm verwirrte Fledermäuse schwirrten hektisch über die Wiese, stürzten auf Jonas Waider zu und wichen im letzten Moment aus. Weit nach Mitternacht lag die Luft drückend warm auf dem Land, kein Windhauch kühlte, Shorts und Shirt klebten am Körper wie eine zweite Haut.

Jonas' Hals schmerzte, seine Stimme war längst heiser vom Rufen, er musste sich anstrengen, um überhaupt noch einen Ton herauszubekommen.

Isabell, Isabell, Isabell ...

Immer wieder rief er ihren Namen, stolperte über die Wiese durch die mondhelle Nacht, vorwärts, immer weiter, nicht aufgeben, irgendwo musste sie sein. Neben ihm, hinter ihm, vor ihm, überall riefen seine Nachbarn und Freunde nach Isabell, suchten sie in dem unzugänglichen Naturschutzgebiet, das an ihre Wohnsiedlung grenzte. Doch Isabell antwortete nicht. Kein «Hier bin ich» oder «Helft mir».

Isabell war verschwunden.

Wie konnte sie verschwunden sein?

Er hatte doch aufgepasst, alles dafür getan, damit seiner Familie nichts passierte. Schon immer getrieben von der Angst, Isabell oder Marie könne etwas zustoßen, hatte er es mit seiner Fürsorge und seinem Beschützerinstinkt sicher manchmal übertrieben. Aber wie hätte er anders handeln können, wenn er jeden Tag in seinem Beruf sah, wie die Welt wirklich war?

Jonas Waider blieb stehen und drehte sich im Kreis. Spürte Panik, Verzweiflung und das Bedürfnis, Gott um Hilfe zu bitten. Du musst professionell bleiben, sagte er sich, aber es nützte nichts. Denn hier ging es um seine Tochter, die er über alles liebte.

Unter die «Isabell»-Rufe mischte sich ein anderer.

Jemand rief seinen Namen.

9

Jonas änderte die Richtung. Hin zum Rufenden. Das Gras war knielang und dicht, Brennnesseln brannten an seinen nackten Unterschenkeln. Er trat in ein Kaninchenloch, straukelte, stürzte, rappelte sich auf und sah eine Gestalt aus jenem dunklen Waldweg treten, aus dem er vor ein paar Minuten selbst gekommen war. Sie schwenkte eine Taschenlampe.

«Jonas, wo bist du?»

Er riss die Arme hoch. «Ich bin hier.»

Es war sein Kollege, Sven-Ole Reiter. Wieso kam er zurück? Er sollte doch in der anderen Richtung suchen, westlich des Abbruchs. Jonas hielt auf das hektisch tanzende Licht der Taschenlampe zu und erreichte am Rand der Wiese Sven-Ole, der sich auf den Oberschenkeln abstützte und nach Luft rang.

«Hast du sie gefunden?»

Sven-Ole schüttelte den Kopf.

Vom Schweiß angezogene Mücken umschwirrten ihn, er schlug nach ihnen, konnte sie aber nicht vertreiben. Sein aschblondes Haar lag wie angeklebt an seinem Kopf.

«Komm mit ...», sagte er atemlos. «Die Jungs haben etwas gefunden. Das musst du dir ansehen.»

«Was? Was haben sie gefunden?»

Die Panik ließ Jonas laut werden.

«Komm mit, bitte.»

Sein Partner fuhr herum und stapfte in das schwarze Loch

zurück, aus dem er gekommen war. Jonas, der größer war und längere Beine hatte, holte ihn rasch ein.

«Ist es Isabell?»

Sven-Ole schüttelte den Kopf, was alles bedeuten konnte. Ja, nein, vielleicht. Tot, verletzt, lebendig. Kleidung, Schuhe, ein Körperteil ...

10 «Rede mit mir!», schrie Jonas und wollte ihn aufhalten, doch Sven-Ole ging zügig voran.

Während er seinem Partner folgte, wurde Jonas bewusst, wie rasant sich dieser normale Abend in einen Albtraum verwandelt hatte.

Um Punkt eins hätte Isabell zu Hause sein sollen, und seine Tochter hielt sich an Absprachen. Ein paar Minuten nach Mitternacht war Marie schlafen gegangen, doch Jonas war seiner Frau nicht ins Bett gefolgt, sondern ruhelos durch den Garten geschlendert. Er hätte die Sommernacht genießen und dem Zirpen der Grillen lauschen können, hatte sich aber auf die in der Ferne wummernde Musik konzentriert und sich vorgestellt, wie seine Kleine da drüben auf der Party in den Armen eines Jungen tanzte. Ihm war schwermütig ums Herz geworden, und er hatte sich gefragt, wo er all die Jahre gewesen war, in denen seine Tochter erwachsen geworden war. Seine Erinnerungen daran waren sporadisch, hier und dort ragten sie wie Leuchtfeuer aus dem einheitlichen Grau des Alltags. Er war drauf und dran gewesen, hinüberzugehen und Isabell abzuholen, wusste aber, wie peinlich das für eine Sechzehnjährige wäre.

Also hatte er auf sie gewartet, wenigstens das.

Ein Uhr war verstrichen.

Fünf Minuten später lief er abermals durch den Garten, ging

vor bis zur Gartenpforte, nahm das Handy in die Hand und fragte sich, ob er überreagierte.

Um ein Uhr fünfzehn wählte er Isabells Handynummer, erreichte sie aber nicht. Dann rief er den Hausanschluss der Engelmanns an, bei denen die Party stattfand, doch auch dort nahm niemand ab.

Jonas hatte keine weitere Minute gewartet. Er hatte Marie schlafen lassen, das Haus verriegelt und war zu den Engelmanns aufgebrochen. Ihr Haus lag zu Fuß eine Viertelstunde entfernt. Auf dem Weg dorthin erwartete er bei jedem einzelnen Schritt, Isabell aus dem Dunkel auf sich zukommen zu sehen. Er würde nicht mit ihr schimpfen, sondern sie in den Arm nehmen und ihr sagen, wie sehr er sie liebte. Das tat er nämlich viel zu selten, eigentlich nie, und diese Nacht war so gut wie jede andere, um endlich damit anzufangen.

Fünfzehn Minuten lang beschwor Jonas alle Wenns, die ihm einfielen.

Wenn sie gleich auftaucht, bleibe ich cool.

Wenn sie betrunken ist, verurteile ich sie nicht dafür.

Wenn ein Junge sie begleitet, bin ich freundlich zu ihm.

Doch sie tauchte nicht auf.

Die Party war noch im Gange, vierzig bis fünfzig junge Leute hielten sich in dem weitläufigen Garten der Engelmanns auf. Jonas sprach ein paar Leute an, erntete aber nur Schulterzucken und glasige, verständnislose Blicke. Schließlich lief ihm der Gastgeber, Torsten Engelmann, über den Weg. Sein achtzehnter Geburtstag war der Grund für die Party. Torsten war ein großer Schlaks mit Schlafzimmerblick und dem Aussehen eines jungen James Dean. Er taumelte unübersehbar, sein Gesicht war aschfahl, und er roch nach Erbrochenem. Jonas riss sich zusammen und ging in den Vernehmungsmodus,

stellte Fragen, die er in seinem Job Dutzende Mal gestellt hatte. Brauchbare Angaben konnte Torsten jedoch nicht machen, verhaspelte sich dauernd, meinte, Isabell hier und dort gesehen zu haben, aber schon eine Weile nicht mehr.

12 Jonas machte sich auf die Suche nach Carina, Isabells bester Freundin. Er fand sie in der Doppelgarage der Engelmanns. Dort boten zwei ausgemusterte Sofas und auf dem Boden liegende Matratzen den Partygästen die Möglichkeit, sich auszu-ruhen. Auf Kisten und Backsteinen brannten Teelichter, es lief leise Musik, die Reste von Chips, Salzstangen und Erdnüssen lagen überall herum. Dazwischen Carina, zusammengerollt auf der kürzeren Couch. Ihre gefalteten Hände ruhten vor ihrem Gesicht, und für einen Moment dachte Jonas, sie würde am Daumen nuckeln wie ein Baby. Sie war verschwitzt, schmutzig und dünstete Alkohol aus. Jonas bekam sie nur mit Mühe wach. Offenbar hatte sie die vergangenen zwei Stunden in einer Art Koma verbracht und konnte sich an nichts erinnern. Wo Isabell war, wusste sie nicht.

In diesem Moment wurde Jonas klar, dass er Hilfe brauchte. Marie wollte er noch nicht wecken, sie würde nur in Panik geraten, also rief er seinen Freund und Partner Sven-Ole an. Der war sogar noch wach und keine Viertelstunde später vor Ort.

Seitdem waren anderthalb Stunden vergangen, und eines stand fest: Isabell ging nicht spazieren, lag nicht mit irgendeinem Jungen im Bett oder betrunken am Straßenrand auf dem Weg nach Hause.

Jonas rannte Seite an Seite mit Sven-Ole, bis er vor sich im Wald die Lichttanzen einiger Taschenlampen entdeckte. Unstet zuckten sie umher, fanden sich aber immer wieder an einer bestimmten Stelle am Boden zusammen. Jonas' Kehle

war plötzlich staubtrocken, er bekam kaum noch Luft und wurde langsamer. Nein, er wollte nicht dorthin, wollte nicht sehen, was da am Boden lag. Doch seine Beine bewegten sich automatisch und folgten Sven-Ole, bis sie den Platz erreichten, an dem sich einige Männer versammelt hatten.

Grelles Licht blendete ihn. Die Männer flüsterten. Das ist Jonas Waider, der Vater, der Polizist, der arme Kerl, wie schreck- 13
lich. Alles Männerstimmen. Nachbarn, Freunde, Bekannte aus der Siedlung, auch sie waren noch wach gewesen in dieser heißen Freitagnacht.

Die Hand erhoben, um sich vor dem Licht zu schützen, näherte sich Jonas den Männern. Eine merkwürdige Truppe in kurzen Hosen, ärmellosen Shirts, Gummilatschen und Flipflops. Wochenendcoolness und Katastrophenstimmung reichten sich die Hand.

Am Boden lag keine Leiche, sondern ein schwarzer Rucksack mit einem silbernen Schlüsselanhänger am Griff, die silberne Kette zerrissen. Es fehlte der handgroße lilafarbene Stoffbär, der an der Kette befestigt gewesen war. Jonas hatte ihn seiner Tochter vor einigen Jahren auf einem Volksfest an einer Schießbude geschossen. Jonas war ein wenig theatralisch geworden, als er den Bären an der Gürtelschlaufe von Isabells Hose befestigt hatte. *Das, meine Prinzessin, ist ab jetzt dein Schutzbär, der dir immer den richtigen Weg weisen wird.* Eine Weile war er überall aufgetaucht, erst an ihrer Schultasche, dann am Sportbeutel, am Griff der Lampe in der Küche, schließlich am Innenspiegel im Auto, bevor er seinen neuen Platz am Griff dieses Rucksacks gefunden hatte. Einen Namen hatte er auch: TomTom. Darauf war Marie gekommen, wegen dieser Navigationsgeräte.

TomTom war verschwunden.

Genau wie seine Prinzessin.

«Das ist doch Isabells Rucksack, oder?», fragte Sven-Ole.

Jonas ging in die Hocke und wollte nach dem Rucksack greifen.

«Nicht», sagte Sven-Ole. «Wegen der Spuren.»

14 Die Spuren waren Jonas in diesem Moment scheißegal. Mit zwei Finger zog er den Rucksack zu sich her und öffnete vorsichtig den Reißverschluss.

Darin fand er die hochhackigen roten Pumps, die Isabell getragen hatte, als sie sich Marie und ihm in ihrem Partykleid präsentierte. Jonas konnte sie vor sich sehen, wie sie auf dem glatten Fliesenboden in der Küche Pirouetten drehte, die Arme in die Hüften gestellt, ein Strahlen im Gesicht. Das Kleid wallte auf, entblößte ihre braunen Beine, und sie sah nicht mehr aus wie sein kleines Mädchen, sondern wie eine erwachsene Frau. Sein erster Impuls war es gewesen, ihr zu untersagen, in diesem knappen Kleid zur Party zu gehen, und das schien Marie irgendwie gespürt zu haben, so wie sie immer spürte, was in ihm vorging. Sie hatte seine Hand gedrückt, etwas fester, als es nötig gewesen wäre. Er hatte die Warnung verstanden und den Mund gehalten.

«Und?», fragte Sven-Ole.

Alle starrten ihn an, warteten darauf, dass er etwas sagte, doch Jonas brachte keinen Ton hervor. Sein Hals war wie zugeschnürt.

«Jonas?»

Sven-Ole legte ihm eine Hand auf die Schulter. Die Berührung löste die Blockade.

«Er gehört ihr.»

2.

Heute

Wie ein Geist zog der Schatten über den Gehweg, glitt an der Mauer empor und erschien noch einen Moment auf der stuckverzierten weißen Fassade der Villa, bevor er verschwand. Franca Lichtenwalter legte den Kopf in den Nacken und beobachtete einen Bussard, der mit ausgebreiteten Schwingen über dem Park schwebte, der das Haus umgab. Geräuschlos verschwand er zwischen den hohen Baumkronen alter Eichen.

15

Franca hatte das Gefühl, von ihm dorthin gezogen zu werden, auf diese alte, protzige Villa zu und hinein in die Geschichte, die sich hinter der hohen Backsteinwand verbarg. Die Mauer reichte um das gesamte parkähnliche Grundstück, eine Trutzburg inmitten der Stadt.

Franca zog ihr Handy hervor und machte Fotos von dem Gebäude. Sie fotografierte viel, wenn es um einen Auftrag ging. Man konnte ja nie wissen, und die Erinnerung war oft trügerisch.

Dann steckte sie das Handy in die hintere Hosentasche und sah an sich hinab. Wie immer trug sie Bluejeans, Stiefel, Shirt und ihre heiß geliebte, speckige, schwarz-braune Lederjacke, die ihre Eltern ihr zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hatten. Praktische Kleidung, wenn man Motorrad fuhr. Ihre Honda parkte am Straßenrand, der Motor kühlte klickend ab, die Sonne brach sich in dem verchromten Auspuffrohr. Franca wusste, dass ihre Kundin vermögend war, hatte sich aber bewusst gegen eine Verkleidung entschieden. In einem

Kostüm oder Hosenanzug fühlte sie sich wie ein anderer Mensch. Kleider machen Leute, sagte man, aber sie machten keine authentischen Persönlichkeiten.

Entweder bekam sie den Auftrag so, wie sie war, oder eben nicht.

16 Franca trat vor und drückte auf die lächerlich große Klingel. Wie ein goldener Teller klebte sie an dem Torpfeiler, eine 360-Grad-Kamera darüber spähte die Einfahrt aus. Nur wenige Augenblicke später summte der elektrische Öffner. Franca schob die schmiedeeiserne Tür auf und betrat das Grundstück.

Die zweiflügelige Eingangstür lag im Schatten eines von Säulen gestützten Vorbaus. Darüber hing an einer schweren Kette ein Leuchter, der Franca an die übertrieben große Lampe am Weißen Haus in Washington erinnerte, die oft in den Medien zu sehen war.

Die gefliesten Stufen passten nicht ins Bild. Die Fugen waren vermoost, stellenweise platzte die Lasierung der Fliesen ab, eindringendes Schmutzwasser verfärbte sie gräulich. Franca hatte einen angeborenen Sinn für Details, und nachdem sie dieses entdeckt hatte, fand sie andere, die ebenfalls auf mangelnde Pflege hinwiesen. Kraut in den Beeten, abgestorbene Pflanzen, gelber Rasen. Die weiße Fassade rissig, an mehreren Stellen warf die Farbe Blasen, aus dem Stuck brachen Brocken heraus.

Die Haustür öffnete sich, bevor Franca klingeln konnte. Es kam keine Bedienstete zum Vorschein, wie sie erwartet hatte, sondern eine alte Frau mit schlohweißem, perfekt frisiertem Haar. Sie trug graue Kleidung, war groß, hielt sich aufrecht, beinahe schon übertrieben kerzengerade – dort, wo Franca herkam, nannte man diese Haltung einen Stock im Arsch haben – und strahlte eine Eleganz aus, der Patina nichts anhaben konnte.

«Frau Lichtenwalter, nehme ich an.»

«Frau Frieling, nehme ich an.»

Franca trat auf sie zu und streckte die Hand aus. Die alte Dame machte keine Anstalten, sie zu ergreifen und sich vorzustellen. Egal, Franca wusste, wen sie vor sich hatte. Im Internet gab es nicht viele Informationen, aber die wenigen hatte sie gefunden, unter anderem ein Foto der Frau, die nun vor ihr stand. Sie war seitdem gealtert. Auf eine unschöne, bittere Art und Weise.

17

«Kommen Sie bitte», sagte die Hausherrin, drehte sich um und verschwand in der Villa.

Franca folgte ihr.

Die Eingangshalle war beeindruckend, aber Franca hatte keine Zeit, Stil und Mobiliar eingehend zu betrachten. Frau Dr. Frieling eilte hindurch, stieß ihre Absätze in den Boden, und der Schall ihrer Schritte glich Maschinengewehrfeuer. Sie öffnete eine hohe Tür mit aufwendigen hölzernen Kassetten und führte Franca in einen weitläufigen Raum, eine Mischung aus Bibliothek und Büro.

«Nehmen Sie bitte Platz», befahl die Frieling und deutete auf eine lederne Sitzgruppe. Englische Stilmöbel, üppig, schwer und ohne Frage sauteuer.

«Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?»

Das Gesicht der alten Dame schien in Stein gemeißelt, keine erkennbare Mimik darin, die Lider senkten sich nur selten, an den Augen perlte das Licht ab.

«Nee, danke», sagte Franca und nahm Platz.

Ihre Lederjacke knarzte.

Gegenüber hing oberhalb eines gemauerten Kamins ein Gemälde. Das Porträt eines Mannes mit stechendem Blick, wenig Haar, übergroßen Ohren, hängenden Mundwinkeln und

blauen Augen, die einem zu folgen schienen, wenn man sich durch den Raum bewegte.

«Mein Mann, Ludwig», erklärte die Frieling, die Francas Blick bemerkte. «Vor fast vier Jahren verstorben. Er leitete unser Bankhaus. Frieling und Neeringer.»

18 Auch diese Info hatte Franca im Vorfeld recherchiert. Sie kannte das Bankgebäude in der Innenstadt mit den goldfarbenen Lettern an der Sandsteinfassade. Nachfragen unterließ sie daher und brachte auch nicht ihr Bedauern über den Tod des Gatten zum Ausdruck. Dafür lag es zu lange zurück, und die alte Dame machte nicht den Eindruck, als erwarte sie derlei Floskeln. Aber eines war klar: Der Verstorbene hatte zu Lebzeiten die Geschicke der Familie gelenkt und tat es vielleicht auch nach seinem Tod noch.

Es konnte nicht schaden, das im Hinterkopf zu behalten.

Frau Dr. Frieling ließ sich auf der Kante eines Sessels nieder, presste die Beine zusammen und legte die Hände auf die Knie. Ihre Haltung drückte aus, dass sie gewillt war, für die Dauer des Gespräches den Stock im Arsch zu belassen. Franca stellte sich vor, wie die alte Dame zusammenfiel, sobald sie allein war. Wie sie sich mühsam durch die Gänge dieses viel zu großen Hauses schleppte, immer auf der Suche nach ihrem jugendlichen Ich, das ihr an der Seite des Patriarchen abhandengekommen war.

«Ich habe Sie kontaktiert, weil ich meine Enkelin vermisste», begann Frau Dr. Frieling das Gespräch.

«Wie alt ist Ihre Enkelin?»

«Silvia ist jetzt zweiundzwanzig.»

«Lebt sie hier bei Ihnen?»

«Nein. Sie lebt bei ihrer Mutter. Meiner Tochter Gerlinde.»

«Aber dort ist sie nicht?»

«Nein, dort ist sie nicht, sonst würde ich sie ja nicht vermissen.»

«Wann haben Sie Silvia zuletzt gesehen?»

«Vor einem Jahr.»

«Vor einem Jahr?», wiederholte Franca und schob die Augenbrauen in die Höhe. «Und so lange vermissen Sie sie auch?»

«Nein. Ich vermisse Silvia seit einem halben Jahr. Hören Sie ...»

19

Zum ersten Mal brach die harte Fassade der alten Dame. Sie glättete eine Falte im grauen Rock, verkrampfte die Finger ineinander, rang um Fassung und Worte, ihr Blick zuckte kurz zu dem Porträt ihres Mannes hoch, bevor er sich am Teppich zu ihren Füßen festsaugte.

«Ich habe Sie und keine andere Agentur angerufen, weil mein Anwalt Sie als sehr diskret und erfolgreich empfohlen hat. Diskretion ist mir ausgesprochen wichtig. Nichts von dem, was hier besprochen wird oder Sie später herausfinden, darf an Dritte gelangen.»

«Natürlich nicht», sagte Franca. «Das ist für mich selbstverständlich.»

Sie sahen sich in die Augen, und Franca gelang ein Blick hinter die antrainierte Härte der Frieling. Dort fand sie Angst und Unsicherheit. Die alte Dame bewegte sich auf fremdem Terrain, wahrscheinlich hatte sie sich überwinden müssen, sich an eine Detektei zu wenden. Es musste ihr etwas an ihrer Enkelin liegen. Ein menschlicher Wesenszug in einer kalten, abgeschotteten Welt. Wie schön.

«Ich denke, ich kann Ihnen vertrauen», sagte die Frieling und senkte den Blick.

«Meine Tochter ... Gerlinde ... Wir haben kein gutes Verhältnis. Um ehrlich zu sein, haben wir gar keines. Seit dem Tod

meines Mannes haben wir kein Wort miteinander gewechselt. Sie verwehrt mir seit Jahren den Kontakt zu Silvia, ich wüsste nicht einmal, wie meine Enkelin jetzt aussieht, hätte ich nicht Fotos gemacht.»

«Sie haben Silvia fotografiert? Etwa heimlich?»

Die Frieling nickte.

20 «Sie ist neben Gerlinde meine einzig verbliebene Familie. Ich muss doch wissen, ob es ihr gut geht.»

«Und seit einem halben Jahr haben Sie keine Fotos mehr machen können, verstehe ich das richtig?»

«Ja. Alle Daten und Fakten habe ich für Sie in einem Memorandum zusammengefasst. Sie können es nach unserem Gespräch mitnehmen.»

«Haben Sie einen Verdacht, was mit Silvia geschehen sein könnte?»

Dr. Frieling ging einen Moment in sich.

«Meine Tochter ist ein schwacher Mensch», begann sie. «Sie trinkt, nimmt Drogen, und ständig wechselt sie die Männer. Ich befürchte, sie hat Silvia in diesen Sumpf hineingezogen. Meine größte Angst ist, dass sie ins Drogenmilieu gerutscht ist und auf der Straße lebt.»

«Gibt es denn Hinweise in diese Richtung?»

«Es ist nur eine Vermutung, aber ... hören Sie, es ist mir unangenehm, und ich muss noch einmal auf Ihre Verschwiegenheit pochen. Silvia ist ... sie war ... nun, sie hatte Probleme und war einige Zeit in einer ... Klinik.»

«Was für eine Klinik?»

«Eine psychiatrische Klinik.»

«Okay, und wie lange war sie dort?»

«Sechs Jahre. Seitdem sie fünfzehn war.»

«Wann wurde sie entlassen?»

«Das kann man so nicht sagen, es ist ja kein Gefängnis. Seit ihrem achtzehnten Geburtstag war sie freiwillig in der Einrichtung. Vor einem Jahr hat sie dann entschieden, zu ihrer Mutter zurückzuziehen. Was ich für einen Fehler hielt.»

«Und zu dem Zeitpunkt haben Sie angefangen, Fotos von ihr zu machen?»

«Ich musste doch wissen, ob es ihr gut geht.»

21

«Ging es ihr gut?»

«Es sah so aus, ja. Und dann ... dann ist sie plötzlich verschwunden.»

Frau Dr. Frieling schien alles gesagt zu haben, was sie sagen wollte. Ihre Lippen schlossen sich zu einem schmalen, blutleeren Spalt, damit kein weiteres kompromittierendes Wort mehr entweichen konnte.

«Haben Sie ein Foto von Silvia für mich?»

Dr. Frieling nickte und klappte die lederne Mappe auf, die vor ihr auf dem Tisch lag. Darin befanden sich außer dem Memorandum auch zwei Fotos. Sie nahm sie heraus und reichte Franca das erste.

«Da war sie fünfzehn.»

Das Foto zeigte aus einer Entfernung von vielleicht zwanzig Metern einige Mädchen und Jungen, die in einer Gruppe zusammen vor einem Schulgebäude standen. Im Hintergrund hielt ein junger Lehrer mit hinter dem Rücken verschränkten Armen Aufsicht. Ein Mädchen lehnte allein an einem Baum und hielt ein Buch in den Händen. Zwischen ihren Füßen lag ein schwarzer Rucksack. In dem Augenblick, als das Foto geschossen worden war, hatte sie nach oben geschaut. Ein hübsches, schmales, aber blasses Gesicht, dunkel geschminkte Augen, schwarzes Haar. Zudem war sie komplett schwarz gekleidet.

«Und das hier ist kurz nach ihrer Entlassung entstanden.»

Dr. Frieling reichte Franca das zweite Foto.

Zwischen diesen beiden Aufnahmen war Silvia Frieling rechnerisch um sechs Jahre gealtert, man sah es ihr jedoch nicht an. Ihr jugendlich unverbrauchtes Gesicht war immer noch umrahmt von langem schwarzen Haar, der Blick aus den dunklen Augen und die Körperhaltung schüchtern. Sie trug abermals schwarze Kleidung und stand vor einem Supermarkt. Im Hintergrund konnte Franca das Edeka-Zeichen mit dem Namen Burfeind darauf erkennen.

«Haben Sie Silvia angesprochen oder nur das Foto gemacht?», fragte Franca.

«Ich habe lediglich aus dem Wagen heraus fotografiert.»

«Warum? Sie hätten doch auch mit Ihrer Enkelin reden können.»

«Nun ja ...», druckste Dr. Frieling herum. «Gerlinde war in der Nähe, ich wollte einen Streit auf offener Straße vermeiden.»

«Darf ich nach den Gründen für die schlechte Beziehung zwischen Ihnen und Ihrer Tochter fragen?»

Wieder presste Dr. Frieling die Lippen zusammen.

«Hören Sie, ich möchte nur einen Beweis dafür, dass es Silvia gut geht. Am besten ein Foto, oder gern auch mehrere. Alles andere spielt keine Rolle.»

«Wenn ich Silvia finden soll, spielt es eventuell doch eine Rolle.»

«Legen Sie sich einfach auf die Lauer, das macht man doch so in Ihrem Gewerbe, nicht wahr?»

«Manchmal schon. Aber mit ein wenig mehr Informationen sind die Erfolgsaussichten höher.»

«Nun, mein Anwalt sagt, Sie seien etwas Besonderes.»

«Das freut mich zu hören.»

Franca seufzte. Sie würde aus der Frau nicht herauskommen, warum die Familienverhältnisse derart zerrüttet waren. Nicht heute. Vielleicht sollte sie den Job einfach annehmen und es zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal versuchen. Es war ja nicht so, dass sie sich die Aufträge aussuchen konnte.

«Darf ich das Memo haben?»

23

Franca streckte die Hand aus, und Dr. Frieling reichte ihr die Mappe, ließ sie aber nicht sofort los. Sie klammerte sich daran, als enthielte sie ihre allerletzte Hoffnung. In ihrem Blick loderte Panik auf.

«In unserer Familie ist vieles zerstört worden», sagte sie, und Franca hatte den Eindruck, sie vermied es bewusst, zu dem Porträt über dem Kamin zu schauen. «Silvia ist die Einzige, an der ich alles wiedergutmachen kann. Bitte, finden Sie sie. Finden Sie meine Enkeltochter.»

Dann gab sie die Mappe frei.

3.

Vor sieben Jahren

24 «Wir finden Isabell, ich verspreche es dir.»

Maries Augen waren rot vom Weinen, in der Hand ballte sie ein Taschentuch, feucht von ihren Tränen.

Jonas konnte den Anblick seiner Frau kaum ertragen. Ihr Schmerz und ihre Angst machten ihn fertig. Weil er sie liebte und beschützen wollte und dieses Unglück doch nicht hatte verhindern können.

«Aber warum hat sie ihre Schuhe im Wald gelassen? Ich verstehe das nicht. Und wo ist TomTom?»

Diese Fragen stellte Marie ein ums andere Mal. Sie klammerte sich an den Rucksack mit Isabells Partyschuhen darin wie an einen Rettungsring, dabei war er im Gegenteil ein Betonklotz, der jede Hoffnung in die Tiefe riss. Weder hatte Isabell sich im Wald verlaufen und ihn dabei verloren, noch hatte sie ihn versehentlich dort liegen lassen. Jonas wusste genau, diese Varianten gingen Marie immer wieder durch den Kopf, dabei ignorierte sie die einzig logische Begründung, auch für die zerrissene Kette des Schlüsselanhängers, und Jonas hatte nicht den Mut, sie auszusprechen.

Er nahm die Hände seiner Frau, sie waren kalt. «Ich muss wieder los», sagte er. «Kann ich dich allein lassen?»

«Wo willst du hin?», fragte Marie. «Deine Kollegen haben doch schon alles abgesucht.»

«Nein, haben sie nicht, das können sie gar nicht. Ich weiß

nicht, wo ich suchen soll, aber ich kann nicht hier sitzen und warten.»

Das war gelogen. Jonas wusste, wo er suchen sollte.

Den ganzen Vormittag hatte er draußen auf der Suche nach Isabell verbracht, bis ihn die Erschöpfung übermannte und zu einer Pause zwang. Er hätte ein paar Stunden schlafen müssen, doch daran war nicht zu denken. Denn seitdem Sven-Ole ihn gefragt hatte, ob er sich vorstellen könnte, wer Isabell etwas antun würde, wusste er es.

25

Noch hatte er mit niemandem darüber gesprochen, denn offiziell war er als Angehöriger an der Suche der Polizeikräfte nicht beteiligt. Aber es war zuallererst seine Aufgabe, dieser einen Sache nachzugehen.

Jonas stand auf und nahm die Autoschlüssel.

Marie folgte ihm zur Tür.

«Ich will mitkommen.»

«Das geht nicht. Jemand muss hier sein für den Fall, dass Isabell heimkommt.»

Jonas sah sie an, sah die Tränen auf ihren Augen, und er wusste, er sollte sie beruhigen, sie umarmen, doch ihm fehlte die Kraft dazu. Alles, was er hatte, brauchte er, um ihre Tochter zu finden.

«Bitte, warte hier, okay?»

Marie nickte.

Sie umarmten sich, dann trat Jonas ins grelle Sonnenlicht hinaus. Die drückende Wärme schlug ihm ins Gesicht. Gebückt ging er zum Wagen, der am Straßenrand parkte, startete den Motor und rollte vom Bordstein, ohne sich noch einmal zu seiner Frau umzudrehen. Ihren Schmerz konnte er nicht ertragen.

Es mochte ziellos wirken, wie Jonas durch die engen Straßen

fuhr, war es aber nicht. Er traute sich nur nicht, sein Ziel direkt anzusteuern. Was würde dort passieren? Konnte er sich selbst vertrauen? Er wusste ja, wie er auf den Mann reagierte.

Er fuhr einen weiten Bogen am Waldrand entlang. Halb auf dem Grünstreifen geparkt standen dort fünf Mannschaftstransporter der Polizei. Die Beamten waren allesamt im Wald unterwegs und suchten nach Isabell.

Du hast als Vater versagt.

Der Gedanke tauchte plötzlich auf.

Genau das dachten die Menschen da draußen – und er selbst dachte es auch. Wenn ein Mann wie er seine Familie nicht zu schützen vermochte, dann konnte es niemand, dann verschwanden auf dieser Welt eben dauernd geliebte Menschen, und man hatte es hinzunehmen.

Nein, das würde er nicht zulassen. Jonas wusste, er hatte in seinem Leben viele Fehler gemacht, hatte sich mit seinen Eltern und seinem Bruder überworfen, aber als Vater durfte und konnte er nicht versagen. Isabell war verschwunden, aber noch war es nicht zu spät, noch konnte alles gut werden. Er durfte nur nicht länger mit den anderen durch den Wald rennen. Stattdessen musste er endlich diesen elenden Dreckskerl aufsuchen.

Jetzt. Auf dem kürzesten Weg.

Jonas bremste hart und setzte den Wagen rückwärts in einen abschüssigen Feldweg, wendete und wollte zurückfahren. Auf dem Gras drehten die Reifen durch, der Motor heulte auf, und er musste in den zweiten Gang schalten, um nicht stecken zu bleiben. Plötzlich schoss der Wagen nach vorn und rammte mit dem linken Kotflügel einen Mannschaftstransporter der Polizei. Jonas hielt nicht an. Ein Blechschaden, mehr nicht, davon durfte er sich jetzt nicht aufhalten lassen.

Er gab Gas.

Die Mittagshitze flirrte über dem Asphalt, als er in die Siedlung zurückkehrte. Das Haus stand am Ende der Straße, dahinter begann der Wald, der sich bis zum Haus der Engelmans ausdehnte. Von hier aus kam man ungesehen zu Fuß dorthin.

Jonas ließ seinen Wagen fünfzig Meter vor seinem Ziel stehen und ging zu Fuß weiter.

Von Weitem sah er im Vorgarten des Hauses ein rotes Planschbecken leuchten. Die Gummiwülste waren merkwürdig verformt, so als laste großes Gewicht auf ihnen, und den Grund dafür erkannte Jonas schnell.

Lang ausgestreckt lag Bernd Vollstedt in dem viel zu kleinen Becken. Das Wasser reichte ihm bis knapp über den dicken Bauch. Den Oberkörper gegen den Beckenrand gelehnt, hingen beide Arme lässig über den Gummiwülsten. In der rechten Hand hielt er eine Bierflasche. Auf seiner Halbglatze spiegelte sich die Sonne, grauweißes Haar bedeckte seine Brust.

Vollstedt sah ihn kommen, rührte sich aber nicht.

Jonas senkte den Kopf und ging weiter, tat so, als wolle er in den Wald. Er hatte nicht damit gerechnet, den Mann vor dem Haus in dieser Position vorzufinden, und wusste nicht, was er tun sollte.

Als er auf Höhe des Planschbeckens war, hob Vollstedt die Bierflasche und sagte: «Viel Glück bei der Suche.»

Jonas blieb stehen. Zwei Sekunden verstrichen, ehe er sich dem Badenden zuwandte. Zwei Sekunden, in denen er sich dazu entschied, alles zu tun, was nötig war.

«Wie bitte?»

Vollstedt trank, setzte die Flasche ab, ließ sie wieder locker

über den Rand des Beckens baumeln und schüttelte in einer verständnislos anmutenden Geste den kahlen Kopf.

«Sie vermissen doch jemanden, oder habe ich da etwas Falsches gehört?»

«Ich suche nach meiner Tochter», sagte Jonas.

«Tja, die Kinder ... nichts als Ärger. Aber wem sage ich das.»

«Haben Sie Isabell gesehen?»

«Sicher. Hier, dort, überall, ist eine richtige Herumtreiberin, die Kleine.»

Jonas trat dicht an den Gartenzaun.

«Was wollen Sie damit sagen?»

«Ich will gar nichts sagen.»

«Vollstedt ... wenn Sie etwas wissen, dann ...»

«Dann was?»

Jonas ballte die Hände zu Fäusten, in seinem Inneren loderte ein Feuer, und er spürte, dass ihm die Kraft fehlte, seine Wut in Schach zu halten.

«Ich will meine Tochter wiederhaben.»

«Tja, vielleicht haben Sie sich nicht gut genug um sie gekümmert, weil Sie sich ja unbedingt in meine Angelegenheiten einmischen mussten, Superbulle. Und jetzt ist es zu spät.»

Jonas verlor die Kontrolle über sich und sprang über den Gartenzaun. Vollstedt ließ die Bierflasche fallen und versuchte, sich in dem Pool aufzurichten, doch der Boden war zu rutschig, er kam nicht schnell genug hoch. Schon war Jonas bei ihm und nahm Vollstedts Kopf in den Schwitzkasten.

«Wo ist meine Tochter?», schrie er.

Vollstedt packte mit beiden Händen Jonas' Unterarm und zerrte daran. Der Mann war kräftig, lange konnte Jonas der Gegenwehr nicht standhalten. Also lehnte er sich über ihn und drückte ihn hinunter. Vollstedt rutschte über den glatten

blauen Boden des Planschbeckens, sein Kopf geriet unter die Wasseroberfläche. Jonas lehnte sich mit seinem gesamten Gewicht auf den Mann, während Vollstedt zu zappeln begann. Seine nasse Haut war glitschig wie die eines Fisches, er entglitt Jonas, der wegen des fehlenden Widerstandes jetzt selbst kopfüber in das kleine Planschbecken stürzte. Mit dem Gesicht voran landete er zwischen Vollstedts Beinen, schluckte Wasser, kam hoch und kämpfte sich zur Seite. Vollstedt trat nach ihm, traf ihn mehrfach in die Rippen und am Kopf, und für einen Moment fürchtete Jonas, bewusstlos zu werden.

29

Plötzlich stand Vollstedt neben dem Becken, und Jonas lag darin. Der fassartige Oberkörper des Mannes pumpte unter heftigen Atemzügen, Wasser lief aus seiner engen Badehose zwischen seinen Beinen zu Boden, es sah aus, als würde er pinkeln. Jonas war von den Tritten gegen seinen Kopf benommen, bekam die leise ausgesprochenen Worte aber mit:

«Jetzt bekommst du, was du verdienst», sagte Vollstedt. «Hättest dich nicht einmischen sollen, Superbulle.»

Dann ging Vollstedt ein paar Schritte vom Planschbecken weg und zeigte auf Jonas.

«Helfen Sie mir. Dieser Verrückte will mich umbringen.»

Im nächsten Moment kamen zwei Beamte der Hundertschaft heran, deren Wagen Jonas vorhin gerammt hatte, und zogen ihn aus dem Wasser.